

Sohn zu, wie er seine beste Weste anzog und den feinen schwarzen Kirchenrock. „Wohin willst du denn eweil fahren?“

„Nach Wittlich!“

„Nach Wittlich? So weit?“ Matthes war heiß entsetzt.

„Wohin anders!“ Ein funkelndes Licht glomm auf in des Hannes Augen, die heute tief unter den zusammengezogenen Brauen lagen. „Wir fahren zum Herr Adsekat — ich — und nun rechte er sich auf einmal wieder, stellte sich breitpurig hin und blies die Baden auf und steckte die Hände in die Hosentaschen — „ich klagen eweil!“

„Wat — wat — klagen?“ Der Alte sprang auf: „Du willst klagen — fürwahr un'entlich!“ — Nun kriegte er aber einen Schreck. „Is et menschenmöglich?! Klagen — hm, hm!“ Er kratzte sich den Kopf und rückte die Mütze von einem Ohr aufs andre.

Was, der Vater konnte da noch Bedenken tragen?! Und Hannes begann zu erzählen, was ihm gestern beim Bürgermeister widerfahren. Still sein sollte er, sich alles gefallen lassen von der Packsch, die ihm's Wasser wegging und die Fockellen?! Schindluder sollte er mit sich spielen lassen und noch „danke“ sagen, wie ein Bettelmannsch?! Nein, das fiel ihm nicht ein; sein Recht mußte er kriegen! Und der Laufeld mußte auch dran, der war die Wurzel von allem Uebel!

Ja, das war der auch! Da mußte der Alte voll zustimmen. Wenn der nicht wär' und immer intriguierte, dann wär' alles anders. Wer weiß, am Ende hatte der auch die beiden Konkurrenten hergezogen — gerade dem Hannes zum Vossen — umsonst war er nicht so gut Freund mit den weißen Mühlen und fuhr auch oftmals hin, und die Müller besuchten ihn. Und daß er den Bürgermeister im Saal hatte, war ausgemachte Sache, wo hätte der Dallmer sonst gegen des Hannes gerechte Sache gesprochen?!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die goldene Nadel.

Skizze von Mari Stern.

Im Hofe, dritte Thür zur Linken, wohnte Oskar Berg. In der Thür befand sich eine Wirtin mit seinem Namen und unter demselben das Wort: Musiker. Und jedesmal, wenn Oskar Berg nach Hause kam und den Schlüssel in das Schloß steckte, las er mit einem gewissen Stolz und Zufriedenheit dieses: Musiker, das in seinem Dasein das erhebende und tragende Element ausmachte, ohne welches das Leben nun einmal öde und traurig ist.

Als Oskar Berg jung war, hatte der Vater sich in den Kopf gesetzt, daß er studieren, ein Gelehrter oder vielleicht Geistlicher werden sollte. Oskar konnte aber in der Schule nicht recht vorwärts kommen, und der Direktor gab schließlich seinem Vater den guten Rat, seinen wenig begabten Sohn ohne Examen in das praktische Leben hinausstreten zu lassen.

In der Schule hatte Oskar keine Rolle gespielt. Er hielt sich auch meistens für sich, sammelte Briefmarken, Stahlfedern, alte Knöpfe und trieb mit ihnen einen eintäglichen Handel. Der Vater bemerkte zu seiner Freude, daß der Sohn sparsam war, und tröstete sich damit, daß er trotz seiner geringen Begabung schon durch das Leben kommen werde.

Der Vater war Kantor und Dirigent des ersten Gesangsvereins der kleinen Stadt. Die Mutter hatte in der Jugend die Harfe gespielt und hielt sich für sehr musikalisch. Welch Wunder, daß Oskar sich auch der Musik widmete. Er lernte die Flöte blasen. Das Geld zur Anschaffung seines Lieblingsinstruments sparte er sich mühsam zusammen, und eines Tages erschien er mit der in Seidenpapier eingewickelten Flöte im Elternhause, freudestrahlend und siegesbewußt.

Den ganzen Winter hindurch übte er tagtäglich auf der Flöte. Nicht selten hörte man aus seinem Zimmer einen langgezogenen, lagenden Ton, der sich mit bald steigender, bald sinkender Stärke bis in das Unendliche fortzusetzen schien. Und am Sonntagabend, wenn die Familie in der Dämmerstunde versammelt war, mußte Oskar den Seinen vorspielen. Dann tauchten bei der Mutter alte schöne Erinnerungen an die Jugendzeit und das Harfenspiel auf, und der Vater träumte von seinen Orgelkompositionen, die er nie an die Öffentlichkeit gebracht hatte.

Da kam der Zeitpunkt, daß Oskar die Schule verließ und sich für einen Beruf entscheiden sollte. Er ging zum Vater und that diesem kund, daß er Musiker werden wollte.

Vater Berg wurde böse. Das Wort „Musiker“ erschien ihm zu unbestimmt, nicht sicher, nicht hoch genug. Oskar war aber fest entschlossen und ließ sich nicht von seinem Vorsatz abbringen. Somit mußte der Vater weichen, er verlangte aber von dem Sohn, daß er auch Klarinette und Oboe spielen lerne.

Kurz darauf schloß der Kantor seine Augen für immer, und ein Jahr später folgte ihm seine Lebensgefährtin nach. Nach ihrem Tode fiel Oskar ein kleines Erbe zu, das ihm einige hundert Kronen jährliche Zinsen brachte.

Diese genügten fast zu seinem Lebensunterhalt. Denn er lebte sehr solide und machte außerdem noch kleine sichere Gelegenheits-

geschäfte, die ihm einen bescheidenen Nebenverdienst brachten. Als eines Tages eine umherziehende Schauspielertruppe Vorstellungen in der kleinen Stadt anzeigte, bemühte sich Oskar um einen Platz im Orchester und erhielt ihn auch. Doch sagte ihm das umherflatternde Leben nicht lange zu. Die Leute waren ihm zu wenig ernst und solide und pasten so gar nicht zu seinen festen Grundfäden. Deshalb trennte er sich von ihnen.

Bei seiner Rückkehr in die Vaterstadt erlebte er seinen ersten Roman. Die Heldin desselben hieß Edith, hatte blaue Augen und blonde Locken — wie es sich gehört — einen kleinen Mund und Grübchen in den Wangen. Er machte ihre Bekanntschaft auf einem Weihnachtsbazar und verliebte sich sofort in sie. Er sprach nur wenig mit ihr, denn er war schüchtern, er blickte sie aber unaufhörlich an, und als er am Abend nach Hause kam, dachte er daran, sie zu heiraten.

Er dachte lange, mehrere Tage, ja einige Wochen darüber nach. In demselben Hause mit ihm wohnte aber eine arme Schullehrerfamilie mit neun Kindern. Die neun Kinder machten ihn nachdenklich. Er überlegte, was dazu gehöre, die neun Kinder zu ernähren und zu kleiden. . . . Er überlegte viele Tage, viele Wochen, und unterdessen verlobte Edith sich mit einem andern.

Da trauerte Oskar einen ganzen Abend. Später vergaß er sie und blieb was er gewesen war, Junggeselle und Musiker.

So vergingen viele, viele Jahre. Da erfuhr Oskar, daß die Petersensche Gesellschaft seine Vaterstadt besuchen werde, und eines Tages sandte der Direktor zu ihm und bat um seinen Besuch. Er zog seinen besten Rock an, bürstete ihn sorgfältig ab und begab sich frohen Herzens zu dem Theaterleiter, denn er hoffte, bei ihm seine einmalige Jugendgeliebte, die vergötterte Edith, anzutreffen. Diese war, nachdem sie lange genug auf Oskar gewartet hatte, die Gattin des Direktors Peterson geworden.

Der Direktor war ein kleiner, magerer und nervöser Mann mit glattrasiertem Gesicht und spärlichem Haar. Er schritt im Zimmer auf und nieder, während er sprach, und seine Schuhe knarrien bei jedem Schritt. Er wollte Operetten geben und wünschte, daß Oskar die Kapelle zusammenstellen sollte. Seine eigne Tochter sei Primadonna und habe eine große Zukunft vor sich, sagte er. Die Tochter erschien und er wurde ihr vorgestellt. Dann entfernte sich der Direktor und Oskar sah sich mit der Tochter seiner alten Liebe allein. Von ihr erfuhr er, daß Edith schon seit vielen Jahren tot sei.

Zwei Tage später fand die erste Vorstellung statt. Das Theater war fast ausverkauft und Oskar erlebte das alte bekannte Parkettpublikum, meistens Herren. Als Edith erschien, stellte er fest, daß sie einen guten Eindruck machte. Das Äußere wirkte oft mehr als die Stimme. Und auch diese war nicht schlecht. Auch das Spiel war gut, leicht, beweglich, liebenswürdig; und sie konnte so natürlich und wohlklingend lachen, ganz wie ihre verstorbene Mutter. Er war förmlich stolz auf sie, ließ sie gar nicht aus den Augen und war schließlich ganz begeistert.

Nach der Vorstellung wurde Oskar vom Direktor zum Abendessen gebeten, als alter Freund der „verstorbenen Frau Direktor“. Aus diesem Grunde wurde auch beschlossen, daß Edith ihn Oskar nennen sollte, ein Titel, der ihm besonders zusagte. Er fühlte sich gehoben und geschmeichelt und nannte dies kleine Fest das schönste seines Lebens.

Ganz ungetrübt blieb sein Glück indessen nicht. Unsern Freund störte die Anwesenheit eines jungen, dunklen Herrn, des ersten Liebhabers, der zugleich einen ganz hübschen Tenor hatte. Dieser junge Mann machte Edith auffallend den Hof, und Edith waren seine Aufmerksamkeit scheinbar nicht gleichgültig. Bei dieser Gelegenheit entdeckte der neue Onkel, daß Edith im Gegenfah zu ihrer seligen Mutter reichlich kokett war. Rammentlich kokettierte sie zu viel mit den Herren im Parkett. Trotzdem zog sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Und so kam es, daß er sich fast den ganzen Tag in der Gesellschaft des Direktors und seiner hübschen Tochter befand.

Er speiste mit ihnen zusammen, und, während der Direktor nach dem Mittagessen ständig etwas einnickte, unterhielt er Edith, die nach Tisch immer eine große, schwere Cigarre rauchte. Die Cigarre gefiel ihm allerdings nicht. Ihre Mutter hatte nie geraucht. Aber, nun, mein Gott, andre Zeiten, andre Sitten.

Wie sie sich die Zukunft gedacht habe? Er hoffe, daß sie recht vernünftig sei.

Nun ja, vernünftig sei sie, das könne der Oheim glauben. Sie wolle nach Stockholm. Dort könne man es zu etwas bringen, eine wirkliche Größe werden. Ob der Onkel es nicht auch meinte?

Und Oskar riet ab. Er traute dem Tenor nicht, der denselben Plan hatte und fürchtete für Edith, da Stockholm ja betanntlich ein gefährliches Pflaster für eine junge Künstlerin sei.

Edith lachte und blickte ihn kokett an. Dabei meinte sie, daß der Tenor sie heiraten wolle.

Nur zu schnell kam der Tag des Abschieds. Wir treffen den Musiker, wie er in dem obersten Anzuge seines alten Schreibstisches umherkriecht und schließlich eine kleine Schachtel hervorzieht. Sie enthält ein Erbstück, eine antike goldene Nadel, mit der seine selige Mutter ihren Schatz zu befestigen pflegte. Dieses wertvolle Stück wollte er Edith als Andenken mit auf den Weg geben. Er steckte die Schachtel zu sich und machte sich auf den Weg zu seinem alten Freunde, dem Goldschmied Hanjan.

„Welchen Wert mag die Nadel haben?“

„Nun, etwa dreißig Kronen,“ erklärte der Meister.

„Kannst Du sie mir bis heute Abend recht schön polieren?“

„Ja, das kann ich,“ meinte der andre. „Also ist es doch wahr,

daß Bruder Oskar sich auf seine alten Tage noch um die Gunst von Theaterdamen bewirbt.“

„Unsinn,“ entgegnete Oskar.

Am Abend begab er sich nach der Vorstellung hinter die Kulissen, um Fräulein Peterson aufzusuchen.

Sie sei zum Abendessen eingeladen, alle Mitwirkenden seien von den Herren im Parkett gebeten. Sie habe deshalb nur einen Augenblick für den Heimzeit. Was er wünsche?

Er reichte ihr sein Gesicht und wollte etwas sagen, konnte aber die geeigneten Worte nicht finden.

„Entzückend,“ rief sie aus, als sie das Päckchen öffnete und ihr Blick auf die Nadel fiel. „Wirklich reizend! Vielen Dank, Du lieber, guter Onkel. Die Nadel werde ich als Erinnerung an den lieben, guten Onkel ewig aufbewahren! Du kommst doch morgen zur Bahn, da nehmen wir von einander Abschied. Jetzt entschuldige mich, bittel Adieu! Adieu!“ Damit war sie verschwunden.

Oskar ging aber still nach Hause, trank seinen Thee und begab sich zur Ruhe. Er fühlte sich enttäuscht. Das ganze, der Dank, das Entzücken, alles war so schnell gegangen, ihm so gemacht, so wenig natürlich und von Herzen kommend erschienen.

Die Abreise sollte am Nachmittag um vier Uhr stattfinden. Schon um drei Uhr war er auf den Beinen, und da er genügend Zeit hatte, kam er auf den Einfall, bei dem Goldschmied Hausen vorzusprechen.

Dieser stand hinter seinem Ladentische und lachte satanisch. In seiner Hand hielt er einen kleinen Gegenstand, den er zwischen den Fingern hin und her drehte.

„Aha!“ sagte er spöttisch. „Der Herr Bruder beschenkt die kleinen Theaterprinzessinnen mit goldenen Nadeln.“

„Goldene Nadeln. Wie so?“

„Ja, goldene Nadeln, wie diese. Kennt Herr Oskar Berg seine antike Nadel nicht wieder, die jetzt für dreißig Kronen zu kaufen ist?“

Oskar blickte die Nadel an. Richtig: es war seine Nadel. Der Goldschmied fuhr aber fort:

„Sie war eben hier und hat die Nadel gegen ein Armband eingetauscht, das sie sich früher schon einmal angesehen hat. So sind sie nun einmal.“

„Ja, so sind sie — und so ist sie!“

Ihren alten Oheim zum Beisten zu haben, falsch gegen den treuen Oheim zu sein, der einstmal ihre Mutter heiraten wollte. Denn das hatte er ihr eines Nachmittags erzählt, während ihr Vater schlief, und sie hatte ihm die Hand gestreichelt und so recht innig gesagt: „Lieber, guter Onkel!“ Und er hatte geglaubt, daß sie ihn wirklich lieb habe und war darüber so unendlich glücklich gewesen.

„Aber — so sind sie nun einmal!“

Doch vielleicht würde sie ihm bei ihrer Abreise noch eine Erklärung geben und sich bei ihm entschuldigen.

Die Uhr war kurz vor vier, als er auf dem Bahnhofe anlangte. Edith hatte das Coupé schon betreten und unterhielt sich durch das Fenster mit einigen Herren auf dem Bahnsteig. In der Hand hielt sie einige kostbare Bouquets, zwischen deren Blumen sie ihren blonden Rodentkopf versteckte. Der Stationsvorsteher war schon im Begriff, das Abgangszeichen zu geben, als Edith ausrief:

„Ah, da ist ja Onkel Oskar. Wie freundlich von Dir, daß Du herkommst. Lebe wohl und schreibe auch einmal! Und dann nochmals herzlichsten Dank für die reizende Nadel. Ich werde sie als Andenken an den lieben, guten Onkel immer hoch halten!“

In diesem Augenblick setzte der Zug sich in Bewegung. Onkel Oskar wurde durch ein letztes Kopfnicken beglückt. Er wandte sich aber um und trat enttäuscht, getränkt, tief beleidigt den Heimweg an.

Zu Hause angekommen, nahm er den Hut ab, zog den Ueberzieher aus und stellte den Stoc auf seinen gewöhnlichen Platz. Drinnen war es warm und schön, er zündete die Lampe an und rückte das Notenpult vor. Dann griff er zur Flöte und begann zu spielen. Und während er spielte, traten die alten Jugenderinnerungen wieder in sein Gedächtnis zurück; er dachte an das Elternhaus und an seine erste und einzige Liebe, an Ediths Mutter, und sein Verger und seine Bitterkeit verschwanden und Ediths kleiner Schwindel erschien ihm in einem weniger grellen Lichte. Hatte sie die kostbare Nadel, das Andenken an seine Mutter, auch verschmährt und sie mit einem modernen Armband verkauft, so hatte er ihr doch eine Freude bereitet und beim Anblick des ihr lieben Schmuckes würde sie immer an ihn, den gütigen Geber, an den lieben, guten Onkel denken, dem sie gewiß ein wenig zugethan war.

Während diese und ähnliche Gedanken durch den Kopf des alten Mannes gingen, entlockte er seiner Flöte die schönsten, lieblichsten Melodien, und erst spät in der Nacht legte er sein liebes Instrument beiseite, um sich selbst zur Ruhe zu begeben. —

Kleines feuilleton.

tp. Ein Verbrechen. Der Chef raste schon zum zweiten Male durch das Bureau: „Meier! Meier! Zum Kukud! Wo steckt denn der Bureaudienner?“

Keine Antwort. Schweigend beugen sich die Köpfe an sämtlichen Pulten tiefer über die Arbeit. Eifrig tragen die Stahlfedern über das Papier.

Vergerlich blickt der Chef umher: „Warum lachen Sie, Herr Meier?“

Ein Buchhalter hebt tiefenst den Kopf: „Ich habe nicht gelacht, Herr Feuerberg.“

„Glauben Sie, ich sei blind? Denken Sie, ich gebe hier eine Vorstellung zum Vergnügen der Einwohner?“ Feuerberg wendet sich zum Bureaovorsteher: „Herr Braß, wollen Sie vielleicht die Güte haben und mir den Aufenthalt des Bureaudienners verraten?“

Braß zuckt die Achseln: „Ich habe ihn heute noch nicht gesehen. Vielleicht ist er erkrankt.“

Ein heimliches Nicken läuft von einem Pult zum andren. Feuerberg blickt ärgerlich umher. Alles arbeitet eifrig. Er wendet sich wieder zum Bureaovorsteher: „Dann gehört sich doch wohl eine Entschuldigung, wenn der Mann krank ist. Oder wenigstens eine Mitteilung, damit man weiß, woran man ist.“

„Freilich.“ Braß verbeißt sich ein Lächeln. „Es ist ja auch möglich, daß Meier noch kommt.“

„Dann kann er sich gratulieren! Das ist ja eine unglaubliche Bummellei!“ Er begiebt sich in sein Zimmer. Die Glashür fliegt krachend zu.

Endlich erscheint Meier, von scherzhaft drohenden Zurufen empfangen. Er lacht in einem fort; er ist in einer außergewöhnlich frohen Stimmung. Beim Bureaovorsteher meldet er sich: „Ich hab' mich 'n bißchen verspätet, Herr Braß. Aber Sie wissen ja, was gestern los war.“

Braß winkt ab. „Sie haben Pech, Meier. Der Chef hat schon mehrere Male nach Ihnen gefragt. Entschuldigen Sie sich schleunigst bei ihm. Er ist wütend.“

„Wütend? Nanu?“ Meier streicht sich seinen grauen Schnurrbart und lacht. „Weil ich 'mal 'ne Stunde zu spät komme? Er weiß es bloß nicht, Herr Braß, warum ich —“

„Jaja!“ Braß drängt ihn fort. „Machen Sie nur, ehe es noch später wird.“

Meier klopf an die Glashür und tritt ein.

„Aha, da sind Sie ja!“ Feuerberg wendet sich mit einem Nuck auf seinem Stuhl. „Zum Teufel, Mensch, was grinsen Sie! Reinen Sie, solche Bummellei ist mir spahhaft?“

Meier wird ein wenig verschüchtert, aber seine frohe Laune gewinnt doch wieder die Oberhand. „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Feuerberg. Wenn ich lache, so ist es bloß, weil ich so riesig vergnügt bin. Gestern war nämlich mein Geburtstag; fünfzig Jahre bin ich alt geworden. Und bei der Gelegenheit hat sich auch meine Tochter verlobt. Er ist wirklich ein netter junger Mann. Na, und wie denn das so ist, Herr Feuerberg! Wir haben 'n bißchen sehr gefeiert. Und heute früh hat Mutter die Zeit verschlafen. Das Leben ist doch mitunter 'ne schöne Sache, Herr Feuerberg.“ Treuherzig lächelt Meier dem Chef zu.

Der lacht geärgert auf: „Das ist stark! Wahrhaftig! Sie halten mir hier einen Vortrag über den Wert des Lebens und dort liegen die eiligsten Briefe von der Welt! Sagen Sie 'mal, Menschenkind, was denken Sie denn eigentlich?“

Meier sieht ihn groß an; er begreift sein Verbrechen nicht. Denn: „Es ist doch das erste Mal, Herr Feuerberg, daß ich in den achtzehn Jahren, die ich nu hier bei Ihnen bin, eine ganze Stunde zu spät komme.“

„So.“ Feuerberg erhebt sich. „Und das rechnen Sie sich als Verdienst an, was? Es ist einfach Ihre verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, pünktlich zur angefahrenen Stunde im Bureau zu sein. Dafür werden Sie bezahlt! Verstanden?“

Meier nickt: „Gewiß. Aber ich meine man bloß, Herr Feuerberg, wo doch nu so 'n seltener Tag war, und wie alle so vergnügt gewesen sind! Wenn man 'mal so 'n paar Stunden gar keine Sorgen hat und sich so ganz als Mensch fühlt! Ich bin ja rein wieder jung geworden, als ich seh', wie glücklich die Kinder sind!“ Der Alte lächelt mit nassen Augen. „Es ist ja wahr: an unser Bureau hab' ich nicht gedacht, 'ne, wirklich, ich will's ganz ehrlich eingestehen: kein bißchen hab' ich 'dran gedacht. Sonst ihu' ich's immer. Sonst überlege ich schon am Abend vorher: was greift Du morgen zuerst an? Aber gestern: es war rein wie verhert. Ich hab' mich gar nicht gespürt, so leicht und — und froh war alles in mir. Von Anfang an.“ Meier lächelt glücklich vor sich hin.

„Sind Sie fertig?“ Hart und drohend kling't's.

Meier sieht ganz erschrocken auf.

Feuerberg steht mit strengem Antlitz da: „Sie sind offenbar noch nicht ganz nüchtern, Meier. Was, zum Kukud, kümmern mich Ihre Geburtstage und sonst dergleichen! Ihre Tochter mag sich verloben, mit wem sie Lust hat! Aber von Ihnen verlange ich — verlange ich! — daß Sie mit dem Glockenschlage acht des Morgens hier ins Bureau treten!“ Er faßt Meier bei einem Rodentkopf: „Und nun will ich Ihnen noch etwas sagen: Lassen Sie's sich noch einmal einfallen, wegen Ihrer Familienschlemmereien den Dienst hier zu vernachlässigen, dann sollen Sie mehr freie Zeit haben, als Ihnen vielleicht lieb ist! Dann —“ er macht eine Geberde nach der Thür und nickt bedeutungsvoll, „verstanden, Meier? Und nun — dort! Die Briefe schleunigst zur Post!“

Meier steht noch immer und starrt den Chef mit großen Augen an. Er spürt, etwas Unbegreifliches ist ihm widerfahren. Wie läche Bangigkeit und Schreck läuft's kalt und erstarrt über seine frohe Laune. Der Trotz eines Menschen wühlt in ihm. Dann nimmt er mit zitternder Hand die Briefe. —

n. Der deutsche Schriftstellerinnenbund hatte am Dienstag im Architektenshaus einen Vortragsabend veranstaltet. Novellen, Stützen und Gedichte wurden vorgelesen. Man konnte viele schlechte Reime und noch viel mehr ungeschicktes Pathos hören. Einzelne Gedichte

Hatten sogar eine Vorgeschichte; so war eins darunter, das durch einen Artikel der „Kreuz-Zeitung“ inspiriert war. Im guten Sinne machten nur zwei kleine Gedichte Eva v. Belows eine Ausnahme; sie waren schlicht und vor poetischer Tiefe.

Neben allen diesen Dichterinnen und Recitatorinnen kam nur ein Mann zu Worte: Wilhelm Holzamer. Schlank und mittelgroß. Tiefliegende, suchende Augen hinter blitzenden Brillengläsern. Volles, dunkles, etwas widerpenstiges Haar. Ruhig und ungestümt in Bewegung und Sprache. Erst las er zwei Novellen: „Am Fenster“ und „Pfarrers Kätche“. Wieder zwei Stücke aus seiner heftigen Heimat, die auch unsere Leser aus den Holzamerschen Romanen in der „Neuen Welt“ („Peter Nodler“ und „Der arme Lukas“) kennen gelernt haben. Vom Leben der Tante Amalie handelte die erste Novelle. Fünfundzwanzig Jahre sah sie am Fenster und sah auf die Straße hinunter. Tante Amalie ist ein altes Mädchen. Als sie zwanzig Jahre alt war, sang sie und sprang sie wie die andern, als sie fünfundzwanzig Jahre alt war, hat sie Einen gern gehabt — auch wie die andern. Dann ist sie dreißig Jahre geworden. Und fünfunddreißig. Von da ab hat alle Welt zu ihr „Tante“ Amalie gesagt. Da ist sie, zusammen mit ihrer Schwester, in das Haus gezogen, an dessen einem Fenster man sie alle Tage gesehen hat. Von ihrem Fenster aus hat sie auf die Straße gesehen, die ihre ganze Welt geworden war. Aber es hatte noch einen andern Grund, warum sie immer auf die Straße sah, einen tiefen, heimlichen Grund. Alle Nachmittage um fünf Uhr kam Er die Straße herunter, den sie mit 25 Jahren gern gehabt hatte. Mit den Jahren war er grau geworden und sein Rücken gebeugt. Aber er kam doch immer. Eines Tages blieb er aus. Und am andren Tage auch. Da wußte Tante Amalie, daß er gestorben war. Sie wand ihm einen Kranz. Und als der Leichenwagen an ihrem Fenster vorüber fuhr, sah sie ihren Kranz oben am Kreuz hängen. Tante Amalie aber sah nach wie vor am Fenster und sah auf die Straße — auf die Welt draußen.

Ebenso schlicht in der Erfindung und in der Erzählung war auch „Pfarrers Kätche“. Ein Stück Jugendleben. Rederei und Trost, aus denen Mißverständnisse entstehen. Eine junge Liebe muß daran sterben. — Dann las Holzamer noch ein paar Gedichte, die fremd anmuteten, obgleich auch sie reich an sprachlicher und poetischer Schönheit waren. Was in seinen Prosaschriften so anheimelt: die Höhenzüge und Wälder des Hessenlandes, die Dörfer und die Wiegerte, und vor allem die schlichten, geraden Menschen, waren in den Gedichten verschwunden. Für Venedig und Appros, die Dogaresa und den sterbenden Griechenjüngling möchte ich nicht Heppenheim mit der Bergstraße und Tante Amalie hergeben.

Die Zuhörerinnen interessiert sich anscheinend wenig für Holzamers Dichtungen. Witten im Vortrag des Dichters verließen sie geräuschvoll den Saal. Auch der Beifall war nur mäßig. Die sinnig-sinnlichen Meineren, die im ersten Teil des Programms vorgetragen wurden, setzten die glaciebehandelten Schriftstellerinnenhände mehr und anhaltender in Bewegung, als Holzamers Dichtungen. —

Medizinisches.

ie. Die Blausucht. Außer der Bleichsucht und der Gelbsucht giebt es als krankhafte Erscheinung in der Färbung der Haut auch eine Blausucht, und zwar nicht so selten, als daß nicht schon jeder aufmerksame Beobachter einmal einen damit befallenen Menschen zu Gesicht bekommen haben sollte. Wie sich die Blausucht darstellt, geht aus der Bezeichnung selbst zur Genüge hervor. Sie besteht in einer mehr oder weniger starken bläulichen Färbung der Haut, die begrifflicherweise im Gesicht und an den Händen besonders auffällig wird. Blausüchtige Menschen können einen recht häßlichen Anblick gewähren, der eigentlich noch unangenehmer ist als der eines Gelbsüchtigen. Es ist mit Rücksicht auf diese Umstände nicht weiter wunderbar, daß die Aerzte schon vor langer Zeit auf dieses Leiden aufmerksam geworden sind. Die erste gründliche Beschreibung dafür hat Morgagni im ersten Bande seines großen Werkes „Ueber den Sitz und die Ursachen der Krankheiten“ im Jahre 1762 gegeben. Seitdem sind die Erfahrungen über die Krankheit selbstverständlich wesentlich gewachsen, aber zu einer hinreichenden Aufklärung ist man doch noch nicht gelangt. Als feststehende Thatsache wird angenommen, daß die Blausucht die Folge eines verminderten Sauerstoffverbrauches im Körper ist. Im allgemeinen kann die Veranlassung dazu eine zweifache sei, indem entweder ein krankhafter Zustand der Atmungsorgane den Zutritt der Atemluft behindert oder durch Störungen in den Organen des Blutkreislaufes die den Lungen zugeführte Blutmenge verringert wird. Ist das letztere der Fall, so tritt die Blausucht höchst auffällig ein. Vor etwa 100 Jahren ist man noch der Ansicht gewesen, daß das Leiden auf eine Vermischung von arteriellem und venösem Blut zurückzuführen wäre, aber eine solche wird jetzt als unmöglich betrachtet. Man weiß nunmehr, daß das Blut von Blausüchtigen zunächst eine ungewöhliche Verdickung aufweist, mit andern Worten: ein zu hohes specifisches Gewicht besitzt. Diese krankhafte Eigenschaft steht in Verbindung mit der durch viele Blutuntersuchungen bestätigten Thatsache, daß das Blut bei solchen Kranken einen ungewöhnlichen Gehalt an roten Blutkörperchen anweist. Ihre Zahl kann so außerordentlich steigen, daß bis zu 8 Millionen solcher Körperchen in einem Kubikmillimeter Blut enthalten sind. Auch die Zahl der weißen Blutkörperchen steigt bis zu 12000 in einem Kubikmillimeter, obgleich sie nicht so regelmäßig von dem Leiden beeinflusst wird. Die Beobachtung dieser Thatsachen ist erst etwa 20 Jahre alt. Neuerdings hat sich Dr. Gibson bemüht, das Wesen und das Zustandekommen der Blausucht genauer aufzuklären.

Fürs erste hatte er ermitteln wollen, ob sich die Ueberhandnahme der roten Blutkörperchen nur auf einige Teile des Blutkreislaufes erstreckt oder auf dessen ganze Ausdehnung. Das Ergebnis sprach für das letztere. Gleichviel ob die Blutproben einer Arterie oder einer Vene entnommen wurden, stets zeigte sich eine krankhaft hohe Zahl der roten Blutkörperchen. Zur Behandlung der Blausucht hatte man bisher entweder zum Ueberlaß seine Zuflucht genommen oder verschiedene Arzneien namentlich zur Anregung der Herzthätigkeit angewandt. Dr. Gibson verfolgte seinerseits auch die Möglichkeit, daß eine Einatmung von künstlichem Sauerstoff zu einer Hebung des Leidens führen könnte, hat jedoch nach dieser Richtung keinen Erfolg erzielt. —

Technisches.

— Konservierung von Früchten durch Blausäure. Die Blausäure wird seit einigen Jahren in Amerika gegen Obstschädlinge, auch gegen die Neblaus, in der Weise verwendet, daß man die Bäume oder Stöcke nachts mit luftdichten Planen überdeckt, unter denen aus Cyanalium und Schwefelsäure Blausäure entwickelt wird. In Australien hat man nun versuchsweise auch Obst mit Blausäuredampf konserviert. Pflirsche, Birnen und Äpfel aus der Provinz Viktorja wurden in Seidenpapier gewickelt ihm ausgesetzt und in Kühlkammern bei 4 Grad Wärme nach England verschifft, wo sie in tadellosem Zustande, scheinbar ganz frisch, ankamen. So die englischen Berichte. Versuche von H. Schmidt im kaiserlichen Gesundheitsamt lehrten, daß erstens der Blausäure eine konservierende Wirkung überhaupt nicht zuzumessen und zweitens sehr bedenkliche Mengen des Giftes sowohl frei als auch gebunden in dem Obst nachgewiesen werden konnten. Die angegebene Verwendung der Blausäure ist daher nichts weniger als empfehlenswert. — („Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Wort gehalten. K.: „Man mag von Schulze sagen, was man will, aber er hält doch sein Wort!“
B.: „Finden Sie?“
A.: „Ja, er hat sich vor einem Jahr von mir 20 Mark gelorgt und dabei gesagt, er würde meine Freundschaft nie verzeihen!“
B.: „Na, und?“
A.: „Na, und jedesmal, wenn er sich Geld borgen will, kommt er immer zu mir!“ —
— Poesie und Prosa. Sie (für sich): „Ob er mich endlich arreden wird? Ich süßl's, wie er die ganze Zeit meine Radenlinie bewundert...“
Er (für sich): „Ob ich's ihr jetzt saage duh, daß ihr so e dredeter Spay uf de Gut g'machtet hat?“ —
— Immer im Geschäft. Friedensrichter: „Nehmen Sie die Beleidigung zurück, die Sie gegen Herrn Schulze ausgestoßen haben?“
Kaufmann: „Ich nehme principiell nichts zurück — aber umtauschen will ich sie!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Verichtigung. In der Kritik über die Aufführung von Hebbels „Diamant“ (Unterhaltungsblatt Nr. 13) soll es, statt Joseph Klein, Adolf Klein heißen. —
— Eine Centralbibliothek für Blinde wurde vor kurzem in Wien eröffnet. Es sind derzeit über 1000 Bände, darunter etwa 540 Bände Musikalien, vorhanden. Die Benützung der Bibliothek ist für unbemittelte Blinde unentgeltlich, auch werden ihnen die Bände kostenlos ins Haus geliefert. —
— „Die Diplomatie“, ein Lustspiel von Arthur Pserhofer, wird im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg aufgeführt werden. —
— Ein dreiaktiger Schwank von Alexander Engel und Hans Rittner „Meister Steinböck“ ist vom Deutschen Volkstheater in Wien zur Aufführung angenommen worden. —
— Mascagni ist durch ministerielle Verfügung seiner Stellung als Leiter des Konservatoriums zu Pesaro entsetzt worden. —
— Zur Erbauung eines Museums für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart sind dem Vorstand des dortigen Landesgeologischen Vereins von Württembergern im Auslande 350 000 Mark zur Verfügung gestellt worden. —
c. Ein buddhistisches Konzil. Aus Tokio wird berichtet, daß ein hervorragender indischer Priester, Swami Agamea Parama Latwa, in der Absicht dort angekommen ist, ein großes Konzil der Buddhisten von ganz Asien zusammenzurufen, das in Java abgehalten werden soll. Er hat ein Komitee gebildet, das die notwendigen Vorbereitungen treffen soll und das zu diesem Zweck schon 20 000 M. zusammengebracht hat. Es soll ein Aufruf an alle buddhistischen Völker gerichtet werden, der zur Schaffung eines großen asiatischen Bundes führen soll. —
— Eine Erfinderstadt, meint der „Prometheus“, könnte man die kleine Stadt New Britain in Connecticut (Vereinigte Staaten) nennen, denn seit die Patentgesetzgebung in Amerika existiert, sind hier gegen 1447 Patente genommen worden. Einer der Bewohner, Mr. Front, hat allerdings für seine Person allein etwa 131 Erfindungen patentiert erhalten. —